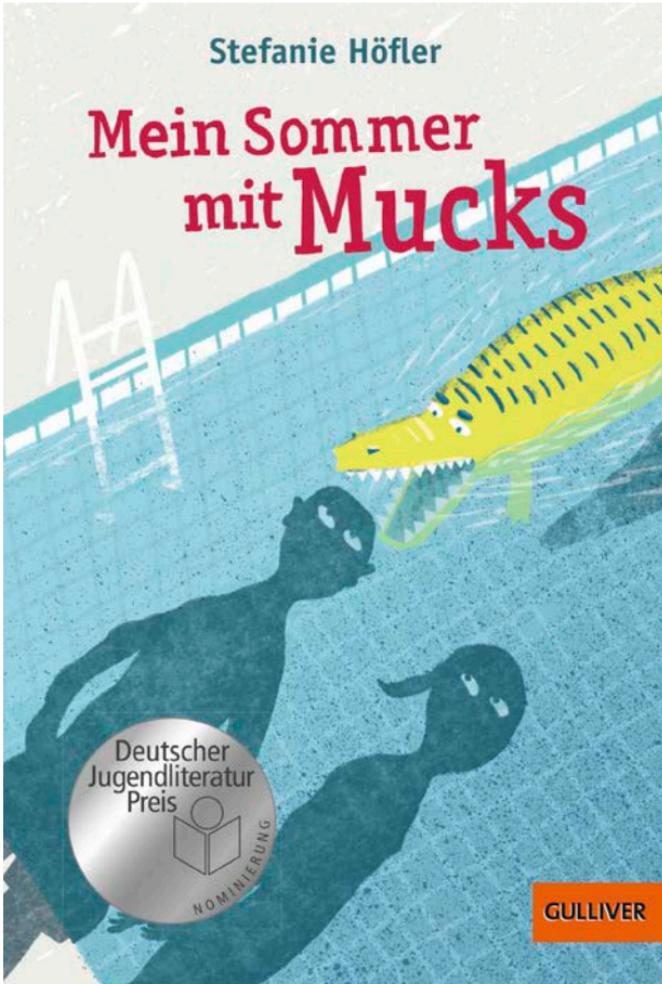


Stefanie Höfler

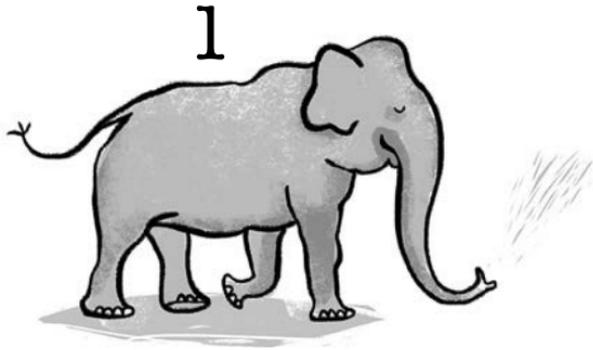
Mein Sommer mit Mucks



Leseprobe aus: Höfler, Mein Sommer mit Mucks, ISBN 978-3-407-74725-9

© 2016 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74725-9>



Der afrikanische Elefant ist ein Einzelgänger. Der männliche jedenfalls. Er trifft nur einmal im Jahr auf die Elefantenherde. Bleibt dann sehr kurz zur Familiengründung, bevor er sich wieder verabschiedet und alleine durch die Steppe spaziert. Genau wie die Giraffe. Noch so ein Einzelgänger, Einzelsteppengänger. Männliche Höcker Schildkröten sind Einzelgänger. Zwergflusspferde, Streifenhörnchen, Igel, Kurzhorrrüsselspringer, Chamäleons und das Wollnashorn. Sogar der Blauwal, das größte lebende Säugetier der Erde, ist ein Einzelgänger. Also, warum nicht auch ich?

Meistens denke ich, dass meine Eltern schuld daran sind. Wer nennt sein Kind schon Zonja. Mit Z. Jemand, der Zon-

ja heißt, kann gar nicht anders, als einsam wie ein Blauwal durch die Welt zu ziehen. Der Name Sonja ist eine liebevolle Verkleinerung von Sophia und bezeichnet also eigentlich eine weise Frau. Das habe ich mal in einem Namenslexikon gelesen. Vielleicht ist der Name deshalb so beliebt. Obwohl, ich weiß gar nicht, ob alle Sophias und Sonjas wissen, dass sie eigentlich weise Frauen sein sollten. Lustiger finde ich, dass der Name Sonja im Russischen auch noch Schlafmütze bedeutet.

Aber Zonja, mit Z, das ist so ein Science-Fiction-Name, als sei ich eine Prinzessin aus einer fernen Sternengruppe, deren Galaxie erst in einigen Jahrhunderten entdeckt wird. Möglich, dass ich nur deshalb so versessen auf Statistiken bin, weil ich in meinem bisherigen Leben geschätzte tausendeinhundertmal sagen musste: »Zonja. Aber nicht mit S, sondern mit Z.« Nämlich immer, wenn jemand nach meinem Namen fragt. Keine Ahnung, was sich meine Eltern dabei gedacht haben. Soviel ich weiß, sind sie keine Science-Fiction-Fans.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle gestehen, dass es möglicherweise auch an mir liegt. Mein Blauwaldasein, meine ich. Als Klassen-Idol bin ich nämlich ungeeignet. Dafür sind meine schulterlangen, blonden Haare zu dünn und meine Augen zu klein. Und ich habe Angst vor den falschen Dingen. Vor zu großen Hunden und zu lauten Mitschülern,

vor wütenden Lehrern und vor dem Mundgeruch meines Opas. Vor allem aber habe ich eine unbezwingbare Neugier. Und neugierig zu sein gilt unter Zwölfjährigen als eine Art unheilbare Krankheit. Vor vielen, vielen Jahren, keiner weiß mehr, wann das war, muss jemand beschlossen haben, dass Zwölfjährige nicht neugierig sein dürfen, sondern dass sie alles auf der Welt zum Gähnen langweilig finden müssen. Also, alles außer sich selbst und ihre Smartphones.

Ich aber, ich interessiere mich für absolut alles. Ich liebe Statistiken und schwierige Wörter. Und ich sammle Fragen, auf die ich eine Antwort finden will. Jeden Tag. In meiner Hosentasche habe ich eigentlich immer einen kleinen Zettel mit meiner persönlichen Frageliste bei mir. Diese Woche sieht meine Liste zum Beispiel so aus:

Was ist der wertvollste Stein der Welt?

Wie viele Haare hat ein Mensch in seinem ganzen Leben?

Wie alt wird ein Löwe und woran stirbt er normalerweise?

Was ist die durchschnittliche Temperatur im Dezember in Weißrussland?

~~Welche Tiere sind Einzelgänger?~~

Ist eine Frage beantwortet, streiche ich sie durch.

Listen sind wunderschön, weil sie Ordnung in ein Chaos bringen, ein Chaos, das in meinem Kopf ebenso herrscht

wie in der Welt. Eine Liste kann einem das Gefühl geben, trotz allem alles irgendwie im Griff zu behalten. Oder zumindest im Blick.

Ich bin fast durchgehend damit beschäftigt, Antworten auf meine Fragen zu ergattern. Ich bin Stammgast in der Bibliothek und ich bin süchtig nach Wikipedia. Vor allem aber löchere ich Menschen, von denen ich glaube, dass sie Antworten haben. Zum Beispiel meine Mutter, die ich schon immer Mati nenne, weil ihr Opa Kroatie war und Mati das kroatische Wort für Mama ist, oder als kleine Rache für das Z in meinem Namen. Mati also hat eine unüberschaubare Buchsammlung, in der nicht nur die Bücher stehen, die sie als Apothekerin braucht, sondern auch Tausende von Romanen, Biologielexika und unzählige bunte Bildbände. Und die meisten davon hat sie gelesen. Ich glaube, sie kann neunhundert Blumenarten auseinanderhalten. Mein Vater, den ich trotz allem einfach Papa nenne, ist Mathematiker. Also ist er für Zahlenfragen zuständig, und für Physik. Außerdem für alles, was mit Essen zu tun hat. Er kann fantastisch kochen.

Frau Knoer, meine Deutschlehrerin, weiß alles über Opern, und Herr Martinovic, der Hausmeister meiner Schule, ist mein Experte für geschichtliche Daten. Warum ein Mensch, der fast jedes Datum der Weltgeschichte in seinem Kopf gespeichert hat wie ein überdimensionaler Ge-

schichtcomputer, Hausmeister geworden ist, ist mir schleierhaft.

Die besten gefundenen Antworten notiere ich in ein kleines Buch. Da steht dann zum Beispiel:

Ein Mensch ist auf dem Mond nur ein Sechstel so schwer wie auf der Erde. Das liegt daran, dass der Mond eine geringere Anziehungskraft hat als die Erde, weil er kleiner ist.

Wenn Menschen eine körperliche Anziehungskraft hätten wie Himmelskörper, dann wäre die wohl ziemlich unabhängig von ihrer Größe. Schon eher würde sie von so etwas abhängen wie vom Körpergeruch. Oder davon, ob man Converse-Schuhe trägt oder selbst gestrickte Pullis in merkwürdigen Farben. Vielleicht wäre es auch einfach Zufall.

Ich stinke nicht und trage keine albernen Pullis. Aber die meisten Leute in meiner Klasse halten mich für eine Spinnerin. Weil ich, wie gesagt, einfach zu neugierig bin. Letztes Jahr habe ich eine tote Blindschleiche, die ich auf dem Weg zur Schule gefunden hatte, in der Mittagspause auf dem Chemieversuchstisch in ihre Einzelteile zerlegt, und gerade als ich dabei war, die Muskeln herauszuschneiden, die die schlängelnde Vorwärtsbewegung steuern, öffnete sich die Tür, und meine Forschungen wurden von lautem »Iiiih«-Geschrei beendet. Aber das war mir genauso egal wie die

Tatsache, dass ich deshalb den ganzen Nachmittag zusammen mit dem fürchterlichen Chemie-Knorp die Chemiesammlung aufräumen musste. Seitdem haben die anderen jedenfalls eine Art Respekt vor mir. Nicht dass die Aktion meine Anziehungskraft erhöht hätte. Aber, die meiste Zeit werde ich wenigstens in Ruhe gelassen.

Klar, dass ich meine Pausen alleine verbringe, wie ein Blauwal eben. Aber in der Schule gibt es genug zu sehen und zu zählen, langweilig wird mir jedenfalls nicht. Meistens setze ich mich auf den Rand des großen Aquariums in der Aula. Durch die Fenster der oberen Stockwerke fallen einzelne Sonnenstrahlen ins Aquarium, die sich glitzernd an der Wasseroberfläche brechen und ein unregelmäßiges Muster aus kleinen schaukelnden Lichtflecken auf den Boden zeichnen. In letzter Zeit beobachte ich immer zwei Kaiserfische, die sich umkreisen. Ich bin kurz davor zu beweisen, dass Kaiserfische sich küssen, tatsächlich küssen, wie zwei Menschen, die sich lieben. Wenn ich dort sitze, kommt garantiert Paul aus der Neunten vorbei und fragt, ob ich einen Euro spenden möchte, weil er mal wieder irgendwas organisiert, zurzeit zum Beispiel eine Spendensammlung für eine Schule, die in Uganda gebaut werden soll. Wenn ich die Euros einsammeln würde, dann würde die Schule in Uganda vermutlich nicht einmal ein Dach bekommen. Das liegt an der Anziehungskraft.

Wäre Paul ein Himmelskörper, wäre er nämlich aufgrund seiner Anziehungskraft völlig zugemüllt von Weltraumschrott. Er ist groß und sportlich und hat diese begeisterten dunkelblauen Augen und ein Grübchen rechts vom Mund. Jeder mag ihn. Er hat ständig gute Ideen, also wirklich gute Ideen. Ideen, die alle einfach gut finden müssen, auch ich. Er nennt sie »Einfälle für die Verbesserung der Welt«, und er kann sie sogar fast alle beim Direktor durchsetzen. Paul habe ich es zu verdanken, dass wir überhaupt Kaiserfische im Schulaquarium haben. Er hat darauf bestanden, weil größere und buntere Fische die Stimmung der Schüler verbessern.

Heute braucht allerdings keiner von uns die Kaiserfische zur Aufbesserung der Stimmung. Alle in meiner Klasse sehen aus, als könnten sie sich gerade noch zurückhalten, einen Luftsprung zu machen. Seit Wochen sammelt sich die Hitze zwischen den Bäumen im Park, drückt die Schwalben gegen den Boden und verbrennt das Gras. Der Sommer wächst wie ein gefräßiges Ungeheuer und bläst die dampfende Hitze ins Klassenzimmer, sodass wir matt auf unseren Schulstühlen kleben. Aber heute ist der letzte Schultag.

Frau Knoer ist auch in Ferienstimmung. Vielleicht am meisten von uns allen. Ihre Augen leuchten zwar wie immer, aber man kann sehr wohl sehen, dass sie heute aus einem anderen Grund leuchten. Sie haben irgendwie eine

andere Farbe. Sicher fährt sie schon morgen los, auf die Bahamas oder so. Jetzt knallt sie die hellgrüne Plastikbox mit den Zeugnissen auf den Tisch wie einen Kasten gekühlte Limonade und verteilt die Zeugnisse so feierlich, als seien sie allesamt Nobelpreise. Die Sonne scheint in unser Klassenzimmer und zeichnet durch die Jalousien schmale Lichtstreifen auf die Wand, die ungewöhnlich kahl ist, weil wir schon alle Plakate abgehängt haben, die wir dieses Jahr gemacht haben.

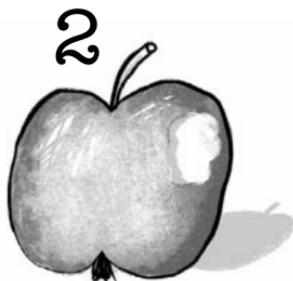
»Schöne Ferien!«, wünscht uns Frau Knoer mit einem strahlenden letzten Lächeln, packt mit festem Griff die leere Box und schwebt aus der Tür, als sei sie so leicht wie auf dem Mond.

Die anderen warten nicht bis zum Klingeln, bevor sie rausstürmen. Ich lasse mir Zeit, klemme mir den zusammengerollten Evolutionszeitstrahl unter den Arm, den niemand außer mir haben wollte. Außer mir ist nur noch Ali da, der sich mit dem großen Packpapier-Plakat mit den Frühlingsgedichten abmüht. Ich glaube schon länger, er ist ein Dichter. Aber eine solche Absonderlichkeit würde er niemals zugeben. Ali ist ein Raushalter.

»Tschüs!«, rufe ich ihm zu, als ich mich endlich auf den Weg mache.

»Tschüs«, murmelt Ali, und ich frage mich ganz kurz, wie er wohl seine Sommerferien verbringen wird.

Die Ferien sind ein Problem. Also, für mich. Das Problem ist nicht, dass wir in diesem Jahr nicht in den Urlaub fahren können, weil Papa nicht freibekommen hat und Mati daraufhin spontan ihrer Kollegin freigegeben hat, sodass sie selber in der Apotheke die Stellung halten muss. Das Problem sind die Ferien an sich. Denn in den Sommerferien fehlt mir die Hälfte meiner Experten. Und überhaupt passiert in den Ferien einfach weniger. Vermutlich werde ich jeden Tag im Freibad verbringen. Leute beobachten. Einfach, weil dort die meisten Leute sind.



In einem Liter Schwimmbadwasser befinden sich in Deutschland zwischen 0,5 und 2 Milligramm Chlor.

Das Chlor, eigentlich in Form von irgendwelchen Chlorverbindungen, die sich höchstens ein Chemiker merken kann, dient dem Desinfizieren des Wassers, weil es Bakterien und Algen abtötet. Das ist wichtig, wenn man sieht, wer an so einem Freibadtag alles ins Schwimmbecken steigt. An einem überdurchschnittlich heißen Tag habe ich mal zweihundertvier Menschen gezählt. Und jeder von diesen Menschen hat vorher geschwitzt, sich mit Sonnenmilch eingecremt oder seine Haare mit einer großen Handvoll Gel verschönert, so glibberig wie gequirelte Salzwasserqualen. Nicht nur Kinder sind zu langsam oder zu faul, das Becken zu verlassen, wenn sie mal müssen. Von oben trudeln